

AMIN MAALOUF

SAMARKAND



it

ROMAN

Beim Untergang der Titanic verschwindet auch eine legendäre Kostbarkeit in den Tiefen des Meeres: die überaus wertvolle Handschrift von Omar Khajjam, einem der bedeutendsten Philosophen, Mathematiker und Astronomen des Orients. Dieser Roman erzählt vom abenteuerlichen Leben ihres Schöpfers im 11. Jahrhundert, des sagenumwobenen Weisen, von seiner Liebe zu der schönen Dschahane, seinen riskanten Verstrickungen in die Macht – und natürlich von der Entstehung seines *Rubaiyat*, dieser Handschrift, der er seine geheimen und gefährlichen Gedanken anvertraute.

Wie in einem Märchen aus Tausendundeiner Nacht entführt Amin Maalouf in das alte Persien, entfaltet die exotische, fremde und geheimnisvolle Welt des Orients und spinnt die Geschichte weiter bis in die moderne Welt jener Länder der Seidenstraße, vor deren märchenhafter Kulisse Samarkand spielt.

Amin Maalouf, 1949 im Libanon geboren, lebt seit 1976 in Frankreich, wo er als Journalist und Schriftsteller arbeitet. Seine Werke sind in 25 Sprachen übersetzt worden, sein erstes Werk *Die Kreuzzüge aus der Sicht der Araber* (1983) ist zu einem Standardwerk geworden. Zuletzt im Insel Verlag erschienen: *Die Reisen des Herrn Baldassare* (it 4305) und *Der Geograph des Papstes* (it 4129).

insel taschenbuch 4387
Amin Maalouf
Samarkand



AMIN MAALOUF
Samarkand

Roman
Aus dem Französischen von
Widulind Clerc-Erle

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 1988 unter dem Titel *Samarcande*
bei Editions Jean-Claude Lattès, Paris. © 1988 by Editions JC Lattès.
Umschlagabbildung: Peter Nahum, The Leicester Galleries/
The Bridgeman Art Library, Berlin

Für meinen Vater

Erste Auflage 2015
insel taschenbuch 4387
Insel Verlag Berlin 2015
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001
© der deutschen Übersetzung 1990 Nymphenburger in der
F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-36087-2

*Schau um dich nun auf Samarkand! –
Ist's nicht der Erde Königin?
Stolz aller Städte? In seiner Hand
das Weltgeschick?**

Edgar Allan Poe
(1809-1849)

* In der Übersetzung von Richard Kruse

Auf dem Grunde des Atlantischen Ozeans liegt ein Buch. Seine Geschichte will ich hier erzählen.

Vielleicht weiß der Leser bereits, welches Ende sie genommen hat; die Zeitungen haben damals darüber berichtet, und in einigen Werken findet sich dazu mittlerweile Näheres: Als die »Titanic« in der Nacht vom 14. zum 15. April 1912 auf der Höhe von Neufundland unterging, war der traurigste und teuerste Verlust ein Buch, das einzige Exemplar der *Rubaiyat* von Omar Khajjam, dem persischen Weisen, Dichter und Astronomen.

Von dieser Schiffskatastrophe wird nicht viel die Rede sein. Andere als ich haben das Unglück in Dollars aufgewogen, andere als ich haben gewissenhaft die Opfer gezählt und letzte Worte aufgezeichnet. Jetzt, sechs Jahre danach, quält mich allein noch der Gedanke an dieses Geschöpf aus Pergament und Tinte, dessen unwürdiger Besitzer ich einen Augenblick lang gewesen bin. Habe ich, Benjamin O. Lesage, es nicht seiner asiatischen Heimat entrissen? Hat es sich nicht in *meinem* Gepäck auf der »Titanic« eingeschifft? Und wer, wenn nicht die Arroganz meines Jahrhunderts, hat seinen tausendjährigen Lebenslauf unterbrochen?

Seither hat sich die Welt mit Blut und Schatten bedeckt, jeden Tag ein wenig mehr, und das Leben war mir nicht mehr gewogen. Ich sonderte mich von den Menschen ab, um nur noch der Stimme der Erinnerung zu lauschen und mich einer naiven Hoffnung hinzugeben, einer hartnäckigen Vision: Morgen wird man das Manuskript finden. Unversehrt, geschützt durch das goldene Kästchen, in dem es liegt, wird es aus der unergründlichen See auftauchen, und sein Schicksal wird um eine Odyssee reicher sein. Hände werden es berühren können, es öffnen, die Blätter wenden. Gebannte Augen werden von Zeile zu Zeile die Chronik seines Abenteuers verfolgen, werden den Dichter entdek-

ken, seine ersten Verse, seinen ersten Rausch und seinen ersten Schrecken. Und die Sekte der Assassinen. Und dann werden sie ungläubig vor einer smaragdgrünen und sandfarbenen Zeichnung verharren.

Weder ein Datum noch eine Signatur stehen darunter, nur jene inbrünstigen oder enttäuschten Worte: *Samar-kand, das schönste Antlitz, das die Erde der Sonne je zugewandt hat.*

Erstes Buch

Dichter und Liebende

*Sag, wer ist sündenlos auf Erden hier?
Wer könnte leben, ohne je zu fehlen?
Tust du für üble Tat einst Übles mir,
wo ist der Unterschied dann zwischen mir und dir?**

Omar Khajjam

* In der Übersetzung von Max Barth

Am Abend eines langen und ereignislosen Tages kommt es vor, daß die Müßiggänger in Samarkand durch die schmale Gasse mit den beiden Wirtshäusern unweit des Gewürzmarkts streichen. Doch nicht etwa, um sich am Muskatwein aus Sogdiana gütlich zu tun, sondern um das Kommen und Gehen der Menschen zu beobachten oder einem angeheiterten Trinker eine Lektion zu erteilen. Dazu werfen sie den Mann zu Boden, beschimpfen und verprügeln ihn, bis er sich in einer Hölle wähnt, deren Feuer ihn bis ans Ende seiner Tage an die rote Farbe des verführerischen Weins erinnern wird.

Aus einem solchen Zwischenfall wird im Sommer 1072 das Manuskript der *Rubaiyat* entstehen. Omar Khajjam ist 24 Jahre alt und hält sich erst seit kurzem in Samarkand auf. Hat er an diesem Tag vor, in die Taverne zu gehen, oder schlendert er nur durch Zufall dort umher? Genießt das Abenteuer, eine unbekannte Stadt zu erkunden, fängt mit den Augen die tausend kleinen Begebenheiten des sich neigenden Tages ein: In der Straße am Rhabarberfeld rennt ein kleiner Junge barfuß über die breiten Pflastersteine und hält einen Apfel umklammert, den er an irgendeinem Stand gestohlen hat; im Basar der Stoffhändler spielt man in einem kleinen Geschäft, zu dem ein paar Stufen hinaufführen, im Licht einer Öllampe noch eine Partie Nard, zwei Würfel fallen, ein Fluch, ein ersticktes Lachen ertönt; in dem Laubengang der Schuhmacher bleibt ein Maultiertreiber neben einem Brunnen stehen, läßt das frische Wasser in seine hohlen Hände fließen und beugt sich darüber mit gespitzten Lippen, wie um die Stirn eines schlafenden Kindes zu küssen; erfrischt fährt er sich mit seinen nassen Händen über das Gesicht, murmelt ei-

nen Dank, hebt die Hälfte einer ausgehöhlten Wassermelone auf, füllt sie mit Wasser und bringt sie seinem Tier, damit es auch trinken kann.

Auf dem Räuchermarkt tritt eine schwangere Frau auf Khajjam zu. Sie hebt den Schleier – kaum fünfzehn Jahre mag sie alt sein. Ohne ein Wort, ohne ein Lächeln auf ihren unschuldigen Lippen nimmt sie ihm ein paar geröstete Mandeln aus der Hand, die er gerade gekauft hat. Omar wundert sich nicht darüber, es ist ein alter Brauch in Samarkand: Wenn eine werdende Mutter auf der Straße einen Fremden trifft, der ihr gefällt, soll sie ohne Furcht seine Nahrung mit ihm teilen, dann wird das Kind ebenso schön werden wie er, wird seine hohe Gestalt, die gleichen edlen und regelmäßigen Gesichtszüge haben.

Omar bleibt einen Augenblick stehen, ißt – voller Stolz – seine restlichen Mandeln und sieht der Unbekannten nach. Da dringt lautes Geschrei an sein Ohr. Er lenkt seine Schritte in die Richtung, aus der es kommt. Bald sieht er sich inmitten einer aufgebracht Menge. Ein hochgewachsener, magerer Greis liegt bereits auf dem Boden, er ist barhäuptig, das weiße Haar steht ihm wirr um den braungebrannten Schädel; seine Schreie, vor Wut, vor Angst, klingen wie ein langgezogenes Schluchzen. Mit flehendem Blick sieht er den Neuankömmling an.

Etwa zwanzig Männer mit wirrem Bart und bedrohlich geschwungenem Prügel umringen den Unglücklichen; in gebührender Entfernung steht die Schar der neugierigen Gaffer. Einer von ihnen, der Khajjams entsetzte Miene bemerkt, ruft ihm beruhigend zu: »Keine Angst, das ist nur Jaber-der-Langbeinige!« Omar zuckt zusammen, Schamröte steigt ihm ins Gesicht, und er murmelt: »Jaber, Abu-Alis Gefährte.« Kein ungewöhnlicher Name, Abu-Ali. Aber wenn ein gebildeter Mann in Buchara, Cordoba, Balch oder Bagdad diesen Namen in einem Ton respektvoller Vertrautheit nennt, ist kein Irrtum möglich: Es handelt

sich um Abu-Ali Ibn-Sina, im Abendland bekannt unter dem Namen Avicenna. Omar hat ihn nicht gekannt; er wurde erst elf Jahre nach Abu-Alis Tod geboren, doch er verehrt ihn wie den unumstrittenen Weisen seiner Generation, die Leuchte aller Wissenschaften, den Apostel der Vernunft.

»Jaber, Abu-Alis Lieblingsschüler«, sagt Khajjam noch einmal leise. Er war ihm zwar bisher noch nie begegnet, aber sein jammervolles, schreckliches Schicksal ist ihm wohl bekannt. Avicenna sah in ihm den Mann, der seine medizinischen und metaphysischen Lehren weiterführen würde, er bewunderte die Überzeugungskraft seiner Argumentation, warf ihm allerdings vor, seine Ideen zu selbstbewußt und zu rücksichtslos zu vertreten. Diese Untugend hatte Jaber bereits mehrere Gefängnisstrafen und drei öffentliche Auspeitschungen eingetragen; die letzte hatte auf dem Hauptplatz von Samarkand stattgefunden: hundertfünfzig Peitschenhiebe in Gegenwart seiner Familie und seiner Freunde. Von dieser Demütigung hatte er sich nie erholt. Wann mag seine Vermessenheit in Wahnsinn umgeschlagen sein? Wohl beim Tod seiner Frau. Seitdem sah man ihn umherirren, schwankend, in Lumpen, gottloses und wirres Zeug grölend. Kichernd rannten ihm ganze Scharen von Kindern nach, klatschten in die Hände und warfen ihn mit spitzen Steinen, die ihn zuweilen verletzten.

Während Omar das Geschehen verfolgt, kann er nicht umhin, insgeheim zu denken: »Wenn ich nicht aufpasse, werde ich eines Tages ein ebensolches Wrack sein.« Er fürchtet nicht so sehr die Trunksucht; er weiß, ihr wird er nicht verfallen. Der Wein und er haben gelernt, einander zu respektieren. Nie wird einer den anderen zu Boden strecken. Was er mehr als alles andere fürchtet, ist die Menge, die seinem inneren Schutzwall gefährlich werden kann. Durch das Schauspiel dieses heruntergekommenen, toll gewordenen Mannes fühlt er sich selbst bedroht. Er möchte

sich am liebsten abwenden, das Weite suchen. Aber er weiß, er kann einen Gefährten Avicennas nicht der Menge überlassen. Er tritt drei Schritte vor, betont würdevoll, und setzt eine unbeteiligte Miene auf, um mit fester Stimme und einer überlegenen Geste zu sagen:

»Laßt diesen Unglücklichen gehen!«

Der Anführer der Bande, der sich gerade über Jaber beugt, richtet sich auf und pflanzt sich herausfordernd vor dem Eindringling auf. Eine tiefe Narbe geht quer durch seinen Bart, vom rechten Ohr bis zur Kinnspitze. Diese Seite, die entstellte Seite, wendet er seinem Gesprächspartner zu und sagt in einem Ton, als verlese er ein Urteil:

»Dieser Mann ist ein Säufer, ein Ungläubiger, ein Filassuf!«

Dieses letzte Wort stößt er aus wie einen Fluch.

»Wir wollen keinen Filassuf mehr in Samarkand.«

Durch die Menge geht ein beifälliges Murmeln. Für diese Leute ist ein »Philosoph« jeder, der sich den profanen Wissenschaften der Griechen verschrieben hat oder, allgemeiner gesagt, allem, was nicht Religion oder Literatur ist. Trotz seines jugendlichen Alters ist Omar Khajjam bereits ein berühmter Filassuf, also eine sehr viel interessantere Zielscheibe als dieser unglückliche Jaber.

Der Narbengesichtige hat ihn ganz offensichtlich nicht erkannt, denn er wendet sich von ihm ab, beugt sich erneut über den, inzwischen stummen, Greis, packt ihn an den Haaren, schüttelt ihn drei-, viermal; es sieht so aus, als wolle er ihm den Kopf an der nächsten Mauer zerschmettern, doch dann läßt er den Armen plötzlich los. Seine Geste, so brutal sie auch erschien, bleibt gewissermaßen in der Schwebe, als wolle er zwar seine Entschlossenheit beweisen, zögere aber, bis zum Mord zu gehen. Diesen Augenblick wählt Khajjam, um sich erneut zwischen die beiden zu stellen.

»Laß ab von diesem alten Mann, er ist ein Witwer, ein

Kranker, der seine fünf Sinne nicht mehr beisammen hat, siehst du nicht, daß er kaum noch die Lippen bewegen kann?«

Der Anführer springt mit einem Satz auf, geht mit ausgestrecktem Zeigefinger dicht auf Khajjam zu, bis er fast dessen Bart berührt:

»Wer bist du eigentlich? Du scheinst ihn ja gut zu kennen? Aus Samarkand bist du nicht. Niemand hat dich je in dieser Stadt gesehen.«

Mit bestimmter, doch keineswegs schroffer Geste schiebt Omar die Hand des Mannes beiseite, um zwar den Abstand zu wahren, ihm aber keinen Vorwand für Handgreiflichkeiten zu liefern. Der andere weicht einen Schritt zurück, fragt jedoch hartnäckig weiter:

»Wie heißt du, Fremder?«

Khajjam zögert, sich ihm auszuliefern, sucht nach einer Ausflucht, hebt den Blick zum Himmel, in dem eine leichte Wolke gerade den Halbmond verdeckt. Schweigen, ein Seufzer. Könnte er sich doch seinen Gedanken hingeben, die Namen der Sterne aufzählen – ach, wäre er doch weit weg, geschützt vor der Menge der Menschen!

Schon umringt ihn die Bande, einige Hände berühren ihn. Er nimmt seinen Mut zusammen.

»Ich bin Omar, der Sohn Ibrahims aus Nischapur. Und du, wer bist du?«

Eine rein rhetorische Frage, der Mann hat keineswegs die Absicht, sich vorzustellen. Er stammt aus dieser Stadt, und er ist es, der Fragen stellt. Später wird Omar seinen Namen erfahren, man nennt ihn den Studenten mit dem Narbengesicht. Mit dem Knüppel in der Hand und einem Spruch auf den Lippen wird er schon bald ganz Samarkand in Schrecken versetzen. Im Augenblick jedoch reicht sein Einfluß nicht weiter als bis zu dem Kreis junger Leute, die ihn umgeben und aufmerksam jedes seiner Worte, jede seiner Gesten verfolgen.

Mit triumphierendem Blick wendet er sich jetzt an seine Anhänger, dann an die Menge und ruft:

»Bei Gott, wie konnte ich Omar nicht erkennen, den Sohn Ibrahim Khajjams aus Nischapur? Omar, den Stern von Chorasán, das Genie Persiens und der beiden Iraks*, den Fürsten der Philosophen!«

Er mimt eine übertrieben tiefe Verbeugung, fingert dabei mit beiden Händen an seinem Turban herum und löst damit unweigerlich schallendes Gelächter unter den Gaffern aus. »Wie konnte ich den Verfasser dieses so frommen und gottesfürchtigen *Rubai* nicht erkennen:

*Du zerschlugst meinen Krug – es hat mich verdrossen, o Herr;
du hast mir das Tor des Entzückens verschlossen, o Herr,
meinen klaren Wein auf die Erde gegossen, o Herr –
du mußt trinken sein: was treibst du für Possen, o Herr!*«**

Khajjam hört entrüstet und beunruhigt zu. Eine solche Provokation ist ein Aufruf zu unverzüglichem Mord. Ohne eine Sekunde zu verlieren, ruft er seine Antwort laut und deutlich, damit jeder in der Menge seine Worte auch vernimmt:

»Diesen Vierzeiler höre ich aus deinem Mund zum ersten Mal, Unbekannter. Aber das zum Beispiel ist ein *Rubai*, den ich wirklich verfaßt habe:

*Die Tore herrschen über diese Erde,
die nichts begreifen, eine stumpfe Herde.
Und nennen gottlos den, der einer nicht der Ihren.
Folg deinem eigenen Weg, Khajjam, und laß dich nicht
verführen.*

* Gemeint sind der persische Irak, Irak-Adschmi, und der arabische Irak, Irak-Arabi (A.d.Ü.)

** In der Übersetzung von Max Barth

Omar hat offensichtlich einen Fehler begangen, als er die Worte »eine stumpfe Herde« mit einer verächtlichen Geste in Richtung seiner Gegner begleitete. Hände packen ihn jetzt, zerren an seinem Gewand und fangen an, es zu zerreißen. Er taumelt. Sein Rücken stößt gegen ein Knie, dann spürt er nur noch das Pflaster unter sich. Er würdigt die Meute, die ihn zu Boden drückt, keines Verteidigungsversuchs; er findet sich damit ab, daß man sein Gewand zerfetzt und seinen Körper mißhandelt; er gibt sich bereits der schläfrigen Benommenheit des Opfers hin, er fühlt nichts, er hört nichts, er hat sich in sich selbst zurückgezogen, in eine Welt mit geschlossenen Mauern und Toren.

Und die zehn bewaffneten Männer, die schließlich seinen Opfertod unterbrechen, betrachtet er wie Eindringlinge. Auf ihren Filzmützen tragen sie das hellgrüne Zeichen der *Abdath*, der städtischen Miliz von Samarkand. Die Angreifer haben von Khajjam sogleich abgelassen, als sie ihrer ansichtig wurden; aber sie fangen, um ihre Tat zu rechtfertigen, jetzt an zu schreien, rufen die Menge zum Zeugen an:

»Alchimist! Alchimist!«

Ein Philosoph zu sein, ist in den Augen der Behörden noch kein Verbrechen. Wer sich jedoch mit der Alchimie befaßt, ist des Todes würdig.

»Alchimist! Dieser Fremde ist ein Alchimist!«

Der Chef der Patrouille hat jedoch nicht die Absicht, sich auf einen Streit einzulassen.

»Wenn dieser Mann wirklich ein Alchimist ist«, bestimmt er, »muß er dem Richter Abu-Taher vorgeführt werden.«

Während Jaber-Langbein, von allen vergessen, zur nächsten Taverne kriecht, sich hineinschleicht und schwört, nie wieder einen Fuß auf die Straße zu setzen, gelingt es Omar, ohne fremde Hilfe wieder aufzustehen. Er geht aufrecht und schweigend; seine hochmütige Miene bedeckt wie mit einem schamhaften Schleier seine zerfetzten Kleider und

sein blutendes Gesicht. Mit Fackeln in der Hand bahnt die Miliz sich den Weg. Die Angreifer sowie die schaulustige Menge folgen ihnen auf dem Fuß.

Omar sieht sie nicht, hört sie nicht. Für ihn sind die Straßen verlassen, ist die Erde ohne einen Laut, der Himmel ohne Wolken, und Samarkand ist noch immer dieser Traumort, den er ein paar Tage zuvor entdeckt hat.

Nach dreiwöchiger Reise ist er hier angekommen und ohne sich ein wenig Ruhe zu gönnen, hat er beschlossen, bis in jede Einzelheit den Ratschlägen der Reisenden vergangener Zeiten zu folgen. Steigt, so schlagen sie vor, auf die Terrasse des Kuhandis, der alten Zitadelle, laßt euren Blick von dort oben umherschweifen und ihr werdet nur Wasser und Grün entdecken, Blumenbeete und Zypressen, die von den besten Gärtnern so raffiniert beschnitten sind, daß sie Rinder darstellen, Elefanten, liegende Kamele und Panther, die im Kampf bereit zum Sprung scheinen. Und tatsächlich, innerhalb der Stadtmauer, von dem Klostertor im Westen bis zum Chinator, sah Omar nur dichte Obstgärten und kleine plätschernde Fließchen. Hier und da ein alles überragendes Ziegelsteinminarett, das Schattengeflecht auf einer Kuppel, das blendende Weiß einer Aussichtsmauer. Und am Ufer eines von Trauerweiden gesäumten Teichs eine nackte Badende, die ihr langes Haar im heißen Wind trocknen ließ.

Hat der anonyme Maler vielleicht diese Vision vom Paradies beschwören wollen, als er sehr viel später das Manuskript der *Rubaiyat* zu illustrieren begann? Und hat Omar nicht diese Bilder vor Augen, während man ihn in das Asfisar-Viertel führt, wo Abu-Taher, der oberste Kadi von Samarkand, residiert? In Gedanken wiederholt er sich immer wieder: »Ich werde diese Stadt nicht hassen. Selbst wenn meine Badende nur ein Trugbild war. Selbst wenn die Wirklichkeit so aussieht wie der Narbengesichtige. Selbst wenn diese kühle Nacht für mich die letzte sein soll.«